

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 22 (1918)

Artikel: Wörter und Sachen

Autor: Singer, S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573757>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nicht, wie verloren und verlassen ich hier bin?

Plötzlich stand er neben ihr. Er legte seine Hand auf die ihre. Jetzt fuhr er ihr mit den Fingern über das hellbraune Haar.

„Ich fühle, daß Sie kein leichtes Leben haben,“ sagte er ganz still.

Sie wagte nicht, aufzusehen. Aber er sah, daß Tränen an ihren Wimpern hingen.

„Nicht weinen,“ bat er und legte den Arm um sie.

„O mein Gott!“

Sie flammerte sich an ihn.

Sie küßten sich.

Die weißen Mondtropfen fielen auf ihre beiden Häupter. Sie wußten es nicht. Sie wußten nicht, was sie taten, noch, wo sie waren. Zu ihren Füßen schliefen die Toten. Sie aber bebten von Leben und Liebe.

„Gehst du wirklich? Kannst du gehen?“ flüsterte Anna Weit.

„Ich muß doch,“ erwiderte er.

„Nimm mich mit!“ schrie sie auf und umfaßte ihn noch fester. Sie wiederholte die Bitte schluchzend immer wieder und

glaubte doch selbst nicht an ihre Erfüllung.

Er gab ihr nicht Antwort. Er preßte sie nur an sich und sah mit gerunzelter Stirn in die Weite.

Als es sehr spät geworden war, führte er sie durch den wüstschönen Garten dem Hause zu.

Der Schultheiß stand im Flur, als sie ankamen. Er sah sie mit einem spöttischen Blicke an. „Man darf selbst keine Ansprüche machen, wenn man anspruchsvolle Gäste hat,“ sagte er hämisch, zur Tochter gewendet. „Seit einer Stunde warte ich umsonst auf meinen Tee.“

Der Hauptmann verritt am nächsten Morgen. Der Abschied zwischen den Freunden war sehr fühl.

Zwei Hände aber drückten sich hart und wollten sich nicht lassen.

Es ist lange her.

Ob er wiedergekommen? Man weiß es nicht. Das Mädchen war stark vor Sehnsucht. Der Hauptmann hatte einen starken Sinn und einen Willen, der Ketten brach. Aber, ob er wiederkam — man weiß es nicht... Es ist lange her...

Wörter und Sachen.

Nachdruck verboten.

Vortrag, gehalten in der konstituierenden Sitzung der Zürcher Sektion der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde von Professor Dr. S. Singer, Bern.

Als vor mehr denn zwanzig Jahren die Gesellschaft für Volkskunde gegründet wurde, stand als ihr erster Präsident der derzeitige Rektor der Zürcher Hochschule an ihrer Spitze, es wurde sofort die Gründung einer wissenschaftlichen Zeitschrift anhand genommen und deren damaliger und jetziger Leiter, der gegenwärtige Obmann der Gesellschaft, war damals Privatdozent an der Zürcher Universität und Mitarbeiter des Schweizerischen Idiotikons. So sind die Hochschule Zürich und das Idiotikon, das in Zürich seinen Sitz hat, bei der Gründung dieser Gesellschaft Gevatter gestanden, und als der Sitz der Zentralgesellschaft nach Basel verlegt wurde, mußte man erwarten, daß sich hier bald eine blühende Sektion des Vereins entwickeln würde. Ich will hier nicht untersuchen, warum es so lange brauchte, bis das, was in der kürzesten Zeit zu er-

warten war, sich realisierte, ich will vielmehr der unverhohlenen Freude darüber Ausdruck geben, daß es endlich geschehen ist, daß sich hier ein Zweigverein der Gesellschaft aufgetan hat, der nach der ganzen Lage der Sachen berufen ist, ein Mittelpunkt volkskundlicher Studien zu werden, besonders berufen, weil eben in Zürich der Sitz der beiden großen Sammelstätten schweizerischer Sprache und Art ist: des deutschschweizerischen Idiotikons und des Glossaire des patois de la Suisse romande. Lassen Sie mich Ihnen etwas über das Verhältnis dieser beiden groß angelegten Unternehmungen, die ihren Wohnsitz in dieser Stadt aufgeschlagen haben, sagen und über deren intime Beziehungen zu den Zielen und Zwecken Ihrer Gesellschaft. Mit dem ältern der beiden Schweizerinstitute, dem deutschschweizerischen Idiotikon, will ich den Anfang machen.

Als im Jahre 1868 der Gründer des Schweizerischen Idiotikons, Fritz Staub, eine Art Probebogen aus den Papieren des Idiotikons geben wollte, wählte er unbedenklich dazu ein volkskundlich interessantes Thema in seiner klassischen Studie über das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Sprache und Sitte. Es ist interessant, die Fortschritte hinsichtlich Reichhaltigkeit der Sammlung und wissenschaftlicher Verarbeitung zu vergleichen, die der fast siebzig Spalten füllende Artikel über Brot im fünften Bande des Idiotikons aus dem Jahre 1905 aufweist, zu dem noch die kleineren über die einzelnen Gebäcknamen zuzuziehen sind. Auch der zweite Herausgeber des Idiotikons, Ludwig Tobler, hat von Anfang an den volkskundlichen Studien das weitestgehende Interesse entgegengebracht, ein Interesse, dem wir seine schönen Aufsätze über altschweizerische Gemeindefeste, über die Mordnächte und ihre Gedenktage und über die alten Jungfern im Glauben und Brauch des deutschen Volks sowie seine prächtige Volksliedersammlung verdanken. So waren durch die beiden Herausgeber von Anfang an die beiden Seiten der Volkstunde, die Kunde der Realien und die der volkstümlichen religiösen und poetischen Ueberlieferungen, aufs wirksamste repräsentiert. So war denn die Sammeltätigkeit der beiden abgesehen vom sprachlichen von vornehmerein nach diesen beiden Seiten hin orientiert, lange bevor die Parole von „Wörter und Sachen“ von sprachvergleichender Seite ausgegeben war. In bescheidener Weise drückten sie sich im Jahre 1881 im Vorwort zum ersten Bande des Idiotikons folgendermaßen darüber aus: „Aberglaube, Bräuche, Sitten, Spiele, Rätsel, Sprichwörter, Lieder und Sagen konnten im Wörterbuch nur zur Behandlung kommen, soweit die Erklärung einzelner Wörter es mit sich brachte. Die vollständige Sammlung dieser kulturhistorisch so wichtigen Neuerungen des Volksgeistes ist eine Aufgabe für sich, welche sich nur außerhalb des Wörterbuches sachgemäß lösen lässt. Wohl hat die Vorbereitung des Wörterbuches uns reichen Stoff aus diesen Gebieten gelegentlich eingetragen, aber von einer systematischen Durch-

forschung der Volkstümlichkeit nach dieser Richtung konnte jetzt keine Rede sein; eine solche harrt noch auf ihren Mann, dem auch die von uns inzwischen sorgsam gehüteten Schätze zufallen müßten. Das Wörterbuch kann einstweilen nur Streiflichter auf diesen Reichtum werfen, hoffentlich genug, um die Begierde nach systematischer Bearbeitung zu wecken... Auch Beschreibungen und Erklärungen von Realien, wie merkwürdig und eigentümlich diese an und für sich sein mögen, dürfen nur bis auf den Punkt ausgeführt werden, daß dem sprachlichen Verständnis ein Genüge geschah; wir durften nicht ein Reallexikon schreiben.“

Der Mann, dem diese sorgsam gehüteten Schätze zufallen sollten, dem es bestimmt ist, die Volkstunde der Schweiz zu schreiben, ist bisher nicht erschienen. An seine Stelle ist unsere Gesellschaft getreten, die sich bemüht, den Reichtum zu aufzunehmen und zu verwalten. Schon den bisherigen Arbeiten auf unserem Gebiet haben die Sammlungen des Idiotikons zu größtem Vorteile gereicht: das hat der Herausgeber des Archivs erfahren, als er seinen schönen Artikel über die Fastnachtsbräuche der Schweiz ausarbeitete, das hat meine Schülerin Gertrud Zürcher erfahren, als sie vor mehr als einem Decennium an die Sammlung ihrer Kinderlieder und Kinderspiele der Schweiz ging, deren Verarbeitung sich jetzt endlich ihrem Ende zu nähern beginnt, dessen müssen so und soviele andere mit dankbarer Anerkennung gedenken.

Der jetzige Herausgeber hat niemals die Richtung verlassen, die seine Lehrer und Vorgänger so erfolgreich eingeschlagen hatten, ja, er hat sie mit noch größerer Energie als diese weiter verfolgt. Als der Ruf Wörter und Sachen erscholl, fand er einen wohlvorbereiteten Apostel in ihm. Mit Deutlichkeit hat er sich darüber in seinem Bericht über den Gang der Arbeiten am Schweizerdeutschen Idiotikon vom Jahre 1915 ausgesprochen. „Die Einsicht, daß das Leben des Wortes, seine Entwicklung und sein Vergehen aufs engste mit dem Gegenständlichen verknüpft ist, daß jeder Versuch des Verständnisses und der Deutung fehlgeschlagen muß, der nicht durch die Kenntnis der Sache getragen ist,

macht es heute jedem Wortforscher, ganz besonders aber dem, der eine im Volke wurzelnde Mundart lexicographisch beschreibt, zur Bedingung, sich jeweilen über die realen Grundlagen eingehend Rechenschaft abzulegen: der Wörterbuchartikel wird zur bescheidenen Monographie der Sache.“ Und nun folgen eine Reihe solcher teilweise volkstümlich ungemein wichtiger Sachartikel, die das besprochene Berichtsjahr gezeitigt hat. Aber neben diesen Realien kommt das, was ich oben als die ideale Seite des volkstümlichen Geisteslebens bezeichnet habe, durchaus nicht zu kurz. Im gleichen Berichtsjahr sind es vor allem die Artikel über „Schiff“, „Schuh“ und „Schellen“, die reiche volkstümliche Ausbeute liefern. Ich zitiere aus dem erwähnten Bericht: „Dass das Schiff auch im Geistesleben des Kindes einen hervorragenden Platz einnimmt, zeigt sich an den zahlreichen Spielen, die sich daran knüpfen und an seinem Auftreten in vielen Kinderliedchen. Wer diesen Gebieten der Volkskunde seine Aufmerksamkeit zuwendet, sei besonders auf ‚Schuh‘ verwiesen, die Spiele sind hier in einem Abschnitt vereinigt, Liedchen über den ganzen Artikel verstreut. Dieser gewährt auch sonst dem Folkloristen reiche Ausbeute. In allerlei abergläubischen Handlungen tritt uns der Schuh entgegen. Laut Verhörprotokoll eines Luzerner Hexenprozesses von 1531 hat die Angeklagte gesagt: ‚Züch din rechten Schuo ab und würff den übern Rägenbogen, dan so kanst du auch wünschen.‘ Ganz ähnlich heißt es noch jetzt in Grindelwald: ‚Du bruchst numme der lingge Schuo ubere Rägeboge uiszriere‘, dann erfüllt sich dir jeder Wunsch. Verbreitet ist noch heute die Sitte, dass zwei Burschen beim Hochzeitsmahl der Braut den Schuh zu stehlen suchen, wie überhaupt der Schuh mit dem Hochzeitsbrauch eng verknüpft erscheint. So dürfen die Hochzeitschuhe, die der Mann der Frau schenkt, nicht brechen, sonst geht die Liebe auseinander. Aber auch der Kuppler erhält einen Schuh zum Lohne. Ein eigentümlicher, eine Art sittenpolizeiliche Maßregel darstellender, auch für das romanische Graubünden schon 1612 bezeugter Brauch ist die Veranstaltung einer Rahmenmusik durch die Knabenschaft vor dem Hause ge-

trennt gewesener Eheleute, wenn die Frau zum Manne zurückgekehrt ist. Die Bezeichnungen werden in einem zusammenhangenden ostschweizerischen Gebiet der Sippe von ‚Schellen‘ entnommen, und zwar gilt in Graubünden einem Ehepaar ‚Schelle‘, in Glarus und im Gaster ‚ii‘, in der March ‚zue‘ und im Toggenburg ‚zämeschelle‘. In Obersachsen muss sich ein in ein anderes Dorf heiratendes Mädchen durch eine Weinspende von der Chnabenschaft loskaufen, andernfalls das ‚Uusschelle‘ über sich ergehen lassen.“

Sehen wir uns einmal, um die Mängelhaftigkeit des in einem Heft des Idiotions bewältigten volkstümlichen Stoffes uns vor Augen zu führen, als ein willkürlich herausgegriffenes Beispiel das letzte Heft an. In alte Siedelungsverhältnisse gewährt uns das Wort „Schuepoß“ Einblick. Ueber bäuerliche Gebäulichkeiten erfahren wir verschiedenes unter „Schipf I“, der „Erweiterung des Heuraums, die sich dadurch ergibt, dass der obere Teil der Langseitenwände der Scheuer schief an das weit über die Basis der Wände vorspringende Dach gelegt wird“. Unter „Schipfe“ „kleinere, dünne, vorn abgerundete Schindeln, entweder zur Bedachung dienend, dann aufgenagelt, im Gegensatz zu den grösseren Schindeln, die durch Stangen gehalten und mit Steinen beschwert werden, oder zur Verkleidung der Außenwände verwendet“. Besonders wichtigen Einblick in das bäuerliche Leben gewähren uns die Artikel „Schopf“ und Komposita, neben den Synonymen „Schupf II“ und Komposita. Ländliche und häusliche Gerätschaften führt uns „Schär“ vor, „ein gabelförmiger Teil an Geräten oder maschinellen Einrichtungen, der gewöhnlich dazu bestimmt ist, einen andern Teil aufzunehmen“, die „Bettshär“, die bald die Bettstatt, bald eine scherenförmige Vorrichtung bedeutet, die, zwischen Bettwand und Bett gestellt, das Herausfallen der Schlafenden verhindert, bald zwei durch einen Holznagel verbundene Stänglein, die das Deckbett, den Pfahl festhalten. Ueber Wasserverbauungen erfährt man allerhand Interessantes unter „Schipf II“, „Schupf I“ und „schupfen“. Fischartenbrauch und Fischereigerechtigkeit unter

„Schepfen“. Auf die Verschiedenheit der Jaunanlagen hat Hauser in der „Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde“ in einem instruktiven Artikel aufmerksam gemacht, schon vor ihm Meringer in seinem Artikel „Wörter und Sachen“ in den „Indogerm. Forschungen“. Unter „Schär“ finden wir hier über eine solche berichtet. Als altes Flüssigkeitsmaß ist der „Schoppe“ und seine Komposita wichtig. Ueber volkstümliche Gebäudeformen findet man manches unter „Schop“. Von ungemeinster Wichtigkeit für die Geschichte der Volkstracht und die damit verbundenen Anschauungen ist das, was wir unter „Schappel“, „Schäppel“, „Schapper“ und „Schop“ verzeichnen finden. Hier führt der Weg von den Realien zu dem geistigen und seelischen Besitz des Volkes. Ueber Tauf-, Begräbnis- und Hochzeitsbräuche, über die Hochschäzung der Jungfräulichkeit und die grausame Verachtung, der das gefallene Mädchen ausgesetzt war, kann man viel aus den angegebenen Artikeln lernen, wozu noch der über „Schariwari“ zu vergleichen ist. Ein unter „Schoppe“ verzeichnetes Fastnachtsbettellied ruft uns die volkstümlichen Fastnachtsbräuche in Erinnerung. Hierher gehört auch die „Chrüzschrär“, ein scherenartiges Gerät der Spazmacher bei Maskenumzügen &c. Ueber andere Volksbelustigungen geben die Artikel „Schappele“ und „Schappelite“ ungemein dankenswerte Mitteilungen. Denn in allerhand Lust und Scherz, nicht immer der feinsten Art, macht sich der Humor und die unverwüstliche Lebenskraft des Volkes Lust: am ärgsten wohl, wenn die Nachtbuben „der Tschopen übertüe“.

Aber in die harmlosere Fröhlichkeit eines landwirtschaftlichen Festes fühlen wir uns wieder versetzt, wenn wir von der Bekränzung der vornehmsten Kuh lesen mit einem „Schappel“ oder Strauß aus natürlichen oder künstlichen Blumen oder einem mit künstlichen Blumen, meist gelben, blauen und roten Rosen besetzten, tiefrot gemalten herzförmigen Karton, der ihr mit farbigen Bändern an die Hörner gebunden wird bei der Berg- oder Talfahrt. Oder es wird auch der „Schappel“ als Pyramide aus natürlichen Blumen auf dem einbeinigen Melbstuhl aufge-

baut und dieser den die großen Schellen tragenden Kühen bei der Talfahrt zwischen die Hörner befestigt.

Auf das Gebiet des Überglaubens führt uns das „St. Josephs-“ und das „Kapuzinerkapulier“. Unter „Schepfen“ lesen wir: „Wenn eine ledige Weibsperson am Abend vor Weihnachten rücklings beim Brunnen Wasser schöpft und darin ausgelassenes Blei giebt und, während dem Gießen und bis das Wasser gefriert, durch ein Röhrchen in das Wasser bläst, so kann ein Ausleger aus den Gestalten des Bleies den Beruf ihres künftigen Ehemannes angeben. Wenn eine ledige Weibsperson am selben Abend rücklings zum Brunnen geht und aus demselbigen drei Löffel voll Wasser schöpft, damit ein Brötchen macht, woren sie drei Büscheli Salz tut, das Brötchen ist und ohne Gebet sich zur Ruhe legt, so soll die Mannsperson, die ihr im Traum zu trinken gibt, ihr Ehemann werden.“ Unter „Holzschopf“ hören wir, daß es einen Todesfall im Hause bedeute, wenn Maus oder Maulwurf darin „stößt“. Unglück soll es geben, wenn man eine „Schere“ finde, das Steckenbleiben der Schere im Boden aber bedeute einen Brief oder einen Besuch oder sonst etwas Erfreuliches. Volksmedizinisch interessant ist der Glaube, daß die Beseitigung der „Schuppen“ bei kleinen Kindern als gesundheitsschädlich gelte.

Alte Rechtsbräuche und Rechtsanschauungen des Volkes treten uns entgegen unter „Schuepoß“, „Schepfen“, „Harm-“, „Swas-“, „Win-“ und „Watschar“. Zur Mitteilung längerer Volkslieder und Volksagen reicht freilich der Raum nicht, aber von kleinen Kinderliedern und Volksverschen ist das ganze Heft übersät:

Es regelet, es pägelet, jez han i no lei Tschope,
es chunt en alti Chlosterfrau u wil no mit mer
gope.

Es regelet, es bägelet, es got e chüle Wind,
d'Meitli leget Tschöppli a u d'Buebe loufet
gschwind.

Zwo und zwo mit Muhetshope, zwo und zwo
mit Mäntle,
zwo und zwo mit Nasenbögge, zwo und zwo mit
Schlämpe.

Schuderihu, der Ma isch chrank, schuderihu, wa
fällt em?
Schuderihu, es Schöppli Wi, schuderihu, da ha
nid si.

Guggima vu Enneda het es Schöppli Wi gha;
 's Schöppli chostet nid so vil, git em mit em
 Bäsestil.
 Ich und du si Betterma, chum mer wend es
 Schöppli ha.
 's Schöppli chost en Bahe: wänn it chunsch, se
 häisch mer ho ge chraze.
 Manneli, Fraueli Hochzit ha: chum mer wend
 es Schöppli ha;
 es Schöppli isch is z'weni, e Schoppe isch is
 z'vil.
 d'Tiroler, d'Tiroler sind lustig und froh,
 si trinked es Schöppli und springed dervo.
 Schrei es Schöppli, lach es Schöppli, trint es
 Schöppli Wi,
 und wenn d'es Schöppli trunke hesch, so säg es
 sig guet gsi.
 Mi Schatzisch von Adel, heißtt Annemarie,
 het dreggigi Wade und schieppige Chnü.
 Gigampfe, wasserstampfe.
 Wo isch de Ma? Im Holz.
 Was tuet er im Holz? Er schitet Holz.
 Was bringt er hei? En Nägelstein.
 Wo leit er ne hi? Is Schöpfli.
 O, du arms Tröpfli.
 Wär? De Herr vo Vär und si Schär
 und si Frau und du au.

Dazu allerhand Sprichwörterweisheit:
 „Liebi mueß tschänzelet ha und söt si mit
 Stecke zämmeschla.“ „Es sind nid alls
 Jumpfere, wo Schäppeli träge.“ „Bschert
 Gott e Hase, so git er au de Wase, bschert
 Gott es Häsl, so git er au es Gräsli.“
 „D's Hemp lit näher als de Tschope.“ Auf
 Sagen und Märchen kann natürlich nur
 hingewiesen werden, wie unter „Sche-
 pfer“ auf die weitverbreite von dem
 Meineidigen, der bei seinem Richter und
 Schöpfer schwört, darunter Kamm und
 Schöpfgefäß meint, nach seinem Tode
 aber zur Strafe umgehen muß. Und unter
 „Tschope“ die Sage von dem gefangenen
 Waldgeist, der seine Freiheit durch einen
 Weisheitspruch erkaufen muß und sich
 mit der Wetterregel löst: „Isch's Wätter
 guet, nimm Tschope mit, isch's aber leid,
 hasch tue wie d'wit.“ Und die Sage vom
 Totenvolt unter „Nachtschar“: „Plötzlich
 entstand vor ihnen ein Geräusche, und sie
 sahen und hörten eine große Gesellschaft
 von tanzenden und springenden Leuten
 unter herrlicher Musik vorbeiziehen.
 Stutzig wichen sie dem Zuge aus, obwohl
 sie einige aus der Nachtschar zu erkennen
 glaubten.“ Dazu allerhand Volkswitz und
 Scherz, wie unter „Gscheppf“ den, daß die
 Walliser keinen für einen vollständigen

Menschen halten, dem der Kopf fehlt,
 oder die Aprilscherze, einen nach der
 „Holz-“ oder „Schaub-“ oder „Schiter-
 schere“ zu schicken.

Was für die Runde der Orts- und Per-
 sonennamen aus den Sammlungen in den
 Anmerkungen zu einzelnen Artikeln für
 großer Nutzen herauspringt, will ich nur
 im Vorbeigehn berühren: es ist Zeit, daß
 wir uns der andern großen Unterneh-
 mung zuwenden, die gleichfalls ihren Sitz
 in Zürich hat, dem „Glossaire des patois
 de la Suisse romande“.

Das „Glossaire“ steht auf den Schul-
 tern des Idiotikons. Es hat an ihm gelernt
 und hat von Anfang an Mängel, die dort
 in der Anlage der Sammlungen unter-
 ließen, vermeiden können. Es hat von der
 fortgeschrittenen Technik profitieren kön-
 nen und hat von Anfang an Illustratio-
 nen, bei denen sich vor allem die verstorbene
 Schwester des Chefredaktors rühm-
 lichst betätigt hat, in Aussicht genommen.
 Wieviel wirksamer hätte z. B. der er-
 wähnte Artikel über „Schäppeli“ im Idio-
 tikon gestaltet werden können, wenn Illu-
 strationen beigegeben worden wären, statt
 der bloßen Verweisung auf die betreffen-
 den Hefte des Archivs. Neben den Jah-
 resberichten hat das „Glossaire“ von 1902
 bis 1915 ein Bulletin herausgegeben, das
 eine Reihe auch volkskundlich ungemein
 wichtiger Artikel enthält, die bereits zum
 Teil mit Illustrationen geschmückt sind.
 Es ist jammerschade, daß der böse Krieg
 auch das Ende dieser nicht nur für die
 Sprachforschung, sondern auch für die
 Volkskunde so hochbedeutenden Publi-
 kationen mit sich gebracht hat. Man ver-
 gegenwärtige sich nur einmal den Reich-
 tum der Artikelserie, die Gauchat unter
 dem Titel der Trilogie des Lebens in ver-
 schiedenen Jahrgängen des Bulletin als
 Kostprobe veröffentlicht hat. Es ist cha-
 rakteristisch, daß sowohl Staub, als er
 seinerzeit der Öffentlichkeit eine Idee
 von der Art der Sammlungen des Idioti-
 kons geben wollte, wie auch jetzt wieder
 Gauchat zum gleichen Zweck ein volks-
 kundliches Thema wählten. Da findet
 man über alle Artikel hin eine Menge von
 Sprichwörtern verstreut, auf deren Zu-
 sammenhang mit dem Sprichwörter-
 schatz der deutschen Schweiz einerseits, mit

Frankreich anderseits wohl zu achten wäre. Da findet man unter „naissance“ die Ummenmärchen über die Herkunft der Kinder, die Anschauungen über den Vorzug der Söhne vor den Töchtern. Unter „baptême“ die Namenwahl, die Paten, die Patengeschenke, Taufzeit, Taufkleider, Tragen des Kindes, Glockenläuten, Freudenflecken, Taufmahl und einige auf die Taufe bezügliche Aberglauben. Unter „fermailles“, was sowohl die Verlobung wie den Heiratskontrakt, wie das Verlobungsmahl bedeutet, finden wir die Verlobung als Rechtsgeschäft behandelt, den alten Brauch der Kommunion der Brautleute durch Trinken aus dem gleichen Glas, die Brautgeschenke, das Brautmahl und das Lösegeld an die Knabenschaften. Unter „marier“ Heiratsorakel und Vorher sagungen. Unter „mariage“ die an Eheverkündung und Standesamt anschließenden Anschauungen, das altertümliche, an slawische Liedchen erinnernde Klagelied des Vaters beim Auszug der Tochter aus dem väterlichen Hause, den Brautanzug, die Kranzelherren und Kranzdamen, den Hochzeitszug, den alten Fruchtbarkeitsritus der Bestreuung mit Getreidekörnern, das Lösegeld an die Knabenschaften, das Kettenspannen vor dem Brautzug, Reste der Raubehe, Hochzeitsmahl, Brautsuppe u. c. Unter „mort“ Ortsnamen, Vorzeichen, Bräuche während des Todeskampfes, nach dem Hinscheiden, die Klageweiber, Leichenanzug, Leichenbitter, Totenwache. Bei „mourir“ sind vor allem die Menge der Synonyma für das Gefühlsleben des Volkes interessant. Unter „enterrement“ die Bräuche vom Jahr- und Fastnachtbegraben, verschiedenes über den Sarg, die Totenbeigaben, Freunde als Totengräber und Sargträger, Leinentuch, Grabgeleite, Glockenläuten, Trauerkleidung, Leichenmähler usw.

Wie hier das Leben des Menschen in volkskundlicher Beziehung verfolgt wird, so das Leben des Jahres in den Auffächen von Tappolet über die Jahreszeiten, über das Heuen und anderes mehr. Allerhand Volksposie bieten die Auffäche von Jeanjaquet, die schöne Untersuchung Murets über das Liebesschloß u. c. Außerdem stellt sich Muret ein mit einem interessanten

Bericht über seine auf breiter Grundlage angelegten Ortsnamenforschungen. Viel Material aus den Sammlungen des „Glossaire“ haben Luchsinger über die Alpgerätschaften, Gerig über die Flachsrosterei, Merlo über die Jahreszeitennamen, Huber über die Schlitten, Herzog über die Mahlzeiten, Schroefl über den Mohn und anderes mehr verwertet. Die Romanisten haben bei solchen Arbeiten einen Vorteil, der uns auf germanistischem Gebiete leider entgeht: den Anschluß an den großen Gilliéronischen Sprachatlas Frankreichs, der, selbst bereits nach sachlichen Gesichtspunkten neben den formalen geordnet, ihren großen Kanton jenseits der Grenze mit in die Betrachtung zu ziehen erlaubt.

Ist aber nur die Sprachforschung die Gebende? Hat es nicht auch für die beiden Idiotika eine Bedeutung, daß hier am Ort ein Mittelpunkt für Sachforschung gegründet werde? Non omnia possumus omnes. Während in den Redaktionen der Idiotika hauptsächlich philologisch ausgebildete Männer das Material verarbeiten, werden die Folkloristen, die auf dem Gebiete der einzelnen Fächer ausgebildete Spezialisten sein müssen, ihnen neues Material fachlich zugerüstet neu zuführen. Welche Bereicherung können schon die späteren Bände des deutschen Wörterbuches dem großen Krankheitsnamenwörterbuch von Höfler verdanken? Und sollte das in minderem Maße der Fall sein, wenn unseren Dialektlexicis die großen Sammlungen unseres Dr. Wehrli zugänglich werden? Der Reichtum, der ihnen hier zuströmt, wird sich, wenn man nur die seinerzeit für die Gesellschaft ausgearbeiteten volksmedizinischen Fragebogen in Betracht zieht, durchaus nicht nur auf die Krankheitsnamen beschränken, wie sie im achtzehnten Jahrhundert Nennichs großes Lexicon nosologicum geboten hat, sondern wie schon Höflers Werk auch Namen von Körperteilen und Heilmitteln aller Art, tierischer, pflanzlicher, mineralischer und geistiger Natur enthalten. Allerhand Aberglauben, ja sogar Sagenmaterial wird die einzelnen Artikel bereichern. Allerhand Anschauungs material wird zuerst nach Zürich wandern und an den Sektionsabenden vor-

gewiesen werden, ehe es in den schönen Sammlungen des Basler Volksfundemuseums verschwindet. Welchen Nutzen hat wohl schon das „Glossaire“ aus der prachtvollen Volksliedersammlung Rossats gezogen, welche Schäze liegen wohl noch im Volksliederarchiv der Gesellschaft geborgen? Die umfangreichen Sammlungen soldatischer Volksfunde, die der Eidgenössische Generalstab angekauft hat, werden, auf ihr sprachliches Material hin ausgezogen, auch den beiden Dialektwörterbüchern zum dauernden Nutzen gereichen. Welchen Vorteil wird ein fünfziger Artikel über Tesseln nur aus den Forschungen und Sammlungen von Stebler in Zürich, Max Gmür in Bern und Ludwig Rüttimeyer in Basel ziehen? Fachleute müssen hier in allen Beziehungen, sie müssen ihr Wissen und Können der Sektion und ihren Sitzungen zur Verfügung stellen, und in Zürich werden sie vielleicht in noch reicherem Maße zur Hand sein als anderwärts.

Glauben Sie nicht, daß ich die Schwierigkeiten der Umsetzung in die Tat verkenne, wenn ich Ihnen solche Idealbilder aus meiner *Laterna magica* an die Wand werfe. Es ist das Charakteristische des Ideals, daß man es nicht erreicht. Gestatten Sie mir vielmehr, da wir schon einmal bei den Idealen angelangt sind, Ihnen ein in noch weiterer Ferne liegendes zu entwickeln, dem Sie mit frischen Jugendkräften nachstreben mögen und das ich wie Moses das gelobte Land vom hohen Bergesgipfel aus am Horizont in leuchtenden Linien aufdämmern sehe.

Was ich meine, ist ein Sachatlas neben dem Sprachatlas, der in Beziehung auf die romanische Schweiz im Werden ist, in Beziehung auf die deutsche, soweit ich weiß, gleich in Angriff genommen werden soll, sobald das große Unternehmen des Idiotikons zu Ende geführt ist. Wie geht man bei der Anlage eines Sprachatlases vor? Man fragt landauf, landab, wo sich ein mittelhochdeutsches langes a in o verwandelt oder wo es unverändert bleibe, wo ein lateinisches a unter gewissen Bedingungen sich in e umgestalte, wo stimmhafte Konsonanten ihren Stimmton erhalten oder verloren haben, wo ein einfaches Präteritum oder ein Passé défini-

besteht oder durch eine zusammengesetzte Form verdrängt ist, wo im abhängigen Nebensatz der alte Optativ einem Indikativ den Platz räumen mußte oder weiterlebt. Man fragt aber auch, und hier ist der Gilliéron'sche Atlas ein leuchtendes Vorbild, wie man den Begriff der Butter, des Käses, der Verlobung und des Begräbnisses da und dort ausdrückt. Man entwirft einzelne Karten für die einzelnen Erscheinungen und vergleicht dann diese Karten. Man entdeckt dabei zu seinem Erstaunen, daß sich einzelne von diesen so entstandenen Linien decken, andere aber nicht, und steht so vor der schwierigen Frage: Gibt es Sprachgrenzen, die Haag für ein deutsches, Gauchat für ein westschweizerisches Gebiet zu beantworten versucht haben? Man kommt zu dem Resultat, daß man verschiedene der erwähnten Erscheinungen auf einer und derselben Karte darstellen kann, daß wohl nicht einzelne Linien, aber ganze Linienbündel als Grenzen anzusehen, einzelne abweichend verlaufende Linien dabei zu vernachlässigen sind. Dabei sind die onomasiologischen Fragen bisher immer, weil auch wirklich dem nächsten Zwecke nicht dienend, außer acht gelassen worden. Aber wenn mein Berner Kollege Taberg die Ausdrücke für das Kerngehäuse des Obstes untersucht, wo man in der Schweiz dafür „*Gigetschi*“ und wo man „*Gräubtschi*“ sage, muß sich da nicht die Frage aufrütteln, wie sich denn diese Sprachgrenze zu den übrigen lautlichen, flexivischen, syntaktischen Verhalte, vielleicht mit der einen oder anderen Zusammenfalle oder doch sich ihr näherte?

Damit sind wir aber schon beim Sachatlas angelangt. Berthold Auerbach hat einmal die hübsche Bemerkung gemacht, daß man in all den Gegenden der Butter sage, wo die Butter ungesalzen auf den Tisch komme, wo sie aber bereits vorgesalzen ist, heiße es die Butter. Würden wir also eine „der“ und „die Butter“-Karte entwerfen, so hätten wir eine Karte nicht nur des Sprach-, sondern auch des Sachatlases. In einer Richtung ist in der Schweiz schon einem solchen Sachatlas vorgearbeitet, durch die Karten in Hunzikers imposantem Werk über den Häusbau. So, wie dieses Gebiet, müßte aber

jedes andere Gebiet des realen und geistigen Lebens kartographisch behandelt werden: Dorfanlagen und Keramik, Sitte und Brauch, Märchen und Sage, Musik und bildende Kunst des Volkes*). In Finnland hat die genaue Aufzeichnung des Schatzes der Märchen und Besegnungen von Dorf zu Dorf nach Kaarle Krohns geographischer Methode die reichsten Früchte getragen. Dort brauchte man nur die Typen kartographisch zu verarbeiten, um einen wertvollen Bestandteil eines Sachatlasses zu haben. Wie wäre es nun aber, wenn wir diese Karten miteinander verglichen, wenn wir verschiedene Erscheinungen auf eine Karte übertragen könnten, wenn wir sähen, daß sich eine bestimmte Art des Kochlöffels mit der Grenze eines bestimmten Märchentypus oder die Herrschaft des Minorats in den bäuerlichen Rechtsanschauungen mit der Vorliebe für gewisse Tonfolgen in den musikalischen Produktionen deckt? Und wenn wir dann etwa noch die Karten des Sprachatlas mit denen des Sachatlas verglichen und fänden**), daß gewisse Typen des Hausbau s sich mit gewissen Umlauterscheinungen und gewisse Volksliedformen mit einzelnen syntaktischen Abweichungen von der Norm berührten, würde, wenn wir diese so entstandenen merkwürdigen Linienbündel betrachten, uns nicht ein blendendes Licht über die Einheit des menschlichen Lebens in seinen verschiedensten Offenbarungen aufgehen müssen? Zunächst freilich würden wir über wilde Hypothesen nicht hinauskommen, würden zufällige Übereinstimmungen für wichtig halten und Wichtiges übersehen, aber dann würde wohl mit der Zeit einer kommen, der die verworrenen Hieroglyphen zu lesen versteht, der, mit scharfer Logik und mit den nötigen historischen Kenntnissen ausgestattet, die Urkunden vergangener Kulturepochen zur Deutung des bereitliegenden Materials

*) Schuchardt, auf den mich mein Freund Gauchat hinweist, hat an verschiedenen Orten schon ähnliche Gedanken ausgesprochen, dabei aber einerseits ebenso wie Meringer nur die Realien im Auge gehabt, anderseits nur einen mit Rücksicht auf die Sachdarstellung modifizierten Sprachatlas.

**) Ein hübsches Beispiel brachte Gauchat in der Diskussion vor, indem er auf gewisse westschweizerische Gebiete hinwies, in denen bestimmte Lauterscheinungen und zugleich bestimmte Gebrauchsartikel sich nach katholischen und reformierten Gegenden unterscheiden.

verwertet und aus der Gegenwart die Vergangenheit erstehen läßt, aus der Vergangenheit die Gegenwart begreifen lehrt.

Ich habe eben auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, daß gewisse Sprach- und Sachgrenzen zusammenfallen könnten. Mit weit größerer Sicherheit läßt sich ein Fall bestimmen, in dem sie nicht zusammenfallen werden, das ist an der deutsch-welschen Sprachgrenze. Während wir dort mit zwei Sprachatlanten arbeiten werden, wird eine solche Teilung auf sachlichem Gebiet, Einzelheiten ausgenommen, durchaus unmöglich sein. Wir werden mit einem Sachatlas auskommen können und müssen, und die Schweiz wird in dieser Beziehung eine Einheit darstellen. Gewisse Residuen eines allgemein urmenschlichen Zustandes, gewisse Folgen einer gemeinschaftlichen Geschichte werden hüben und drüben die Verbindungslien herstellen. Diese Einheit wird anderseits wieder verschwinden, wenn wir über die Landesgrenzen hinausgehen und die Verbindungslien ziehen, die die welsche Schweiz mit Frankreich, die deutsche mit Deutschland verknüten. All dieses und manches andere wird der Sachatlas dem nachdenklichen Beschauer vor die Augen und das Gemüt führen.

Die Schwierigkeiten des Sachatlas sind in gewisser Hinsicht größer als die des Sprachatlas. Während hier Wort oder Wortform ohne weiteres als Schlagwort benutzt werden können, wird dort für die Realien vielfach ein kleines Bild in der Art des kleinen Larousse an den Rand gesetzt werden müssen. Für die Märchentypen wird deren Numerierung durch Larne, für die Besegnungen das Motivenverzeichnis der westfinnischen durch Hästesko, für Volksmedizin der Fragebogen unserer Gesellschaft zugrunde gelegt werden können; für andere Gebiete, wie Sage und Übergläuben, werden solche nummerierte Verzeichnisse erst ausgearbeitet werden müssen. Die größte Schwierigkeit wird natürlich die Auswahl des zu beobachtenden und kartographisch Darstellbaren bereiten. Eine unüberwindliche Schwierigkeit aber sehe ich nirgends. Die Schweiz ist ein verhältnismäßig kleines Gebiet, aber, wie ich meine, wohl doch noch zu groß, um von Anfang an ins Auge



Kistenpaßhöhe.

Nach photographischer Aufnahme von Alfred Ryffel, Zürich.

gefaßt zu werden. Ich bin schon im Hinblick auf die volksmedizinische Sammlung seinerzeit für die kantonale Organisation eingetreten, habe mich aber mittlerweile mit der eidgenössisch zentralisierten befreundet. In der Frage des Sachatlasses hingegen glaube ich allerdings, daß man bei der kantonalen Organisation bleiben müßte, und hier erwarte ich alles von den Sektionen. Freilich müßten sie selbständige Geldmittel zur Verfügung haben, die ihnen der Zentralverein nicht zur Verfügung stellen kann. Darum ist eine Ausführung meines Planes durch die Berner Sektion, die in ihrem Kanton vielleicht das reichste Material zur Verfügung hätte, ausgeschlossen. Baselstadt ist zu klein und zu stark von der Kultur belebt. Es bleibt nur Zürich als deutschschweizerische, Freiburg als welsche Sektion übrig. Zürich hat wohl schon viel von altem Gut verloren, aber es hat doch noch Gegenden, in denen viel erhalten ist: man muß, des bin ich überzeugt, nur zu suchen verstehen. Und vor allem ist hier eine Bevölkerung, die ihre Opferwilligkeit für geistige Bestrebungen aller Art immer bewährt hat. Es würde sich darum handeln, ein Komitee von Fachleuten zusammenzustellen, die die einzelnen Gebiete des realen und geistigen Lebens innerhalb des Kantons zu erforschen Zeit und Neigung hätten. Die Vorberatungen würden lange Zeit und Mühe in Anspruch nehmen und die Sammlungen natürlich noch viel mehr. Denn im Gegensatz zum Sprachatlas müßte hier, wie es die finnischen Forscher gezeigt haben, auf relative Vollständigkeit gesehen werden. Absolute ist begreiflicherweise ausgeschlossen. Der Märchenforscher müßte von Dorf zu Dorf gehen und in jedem Dorfe den gesamten dort vorhandenen Märchenschatz aufzeichnen,

während man sich bei bisherigen Sammlungen auf irgend ein Specimen in einer Gegend beschränkt hat. Und so müßten etwa sämtliche Tesseln einer Gegend inventarisiert werden. Und so auf allen Gebieten. Diese Inventarisierung, die nur den gegenwärtigen Bestand aufzunehmen hätte und von allem Historischen absieht, muß vorausgehen, ehe man an kartographische Ausarbeitung denken kann. So ist eine lange und mühevolle Arbeit vorauszusehen, aber gemacht muß sie irgend einmal werden, und ich würde mich freuen, wenn die neugegründete Sektion sich gleich ihr Ziel so hoch stecken wollte.

Daneben müßte sich das normale Leben der Sektion in Sitzungen mit Vorträgen und Demonstrationen ruhig weiter abwickeln. Wie uns in Bern die Führungen durch das Historische Museum durch den Direktor und seine Adjunkten vielfach große Belehrung und Anregung geboten haben, so wird auch sicher hier das weit reichere Landesmuseum den lernbegierigen Volkloristen seine Pforten öffnen, und auch an fundigen Führern wird es hier nicht fehlen. Gelegentliche Sommersausflüge werden das Interesse für die Bestrebungen der Sektion auch im Hinterlande aufrecht erhalten.

Ich bin davon ausgegangen, daß Zürich die Stadt der schweizerischen Idiotika und der Gründung der Gesellschaft für Volkskunde sei. Wenn man sie die Stadt der schweizerischen Sprach- und Sachatlanten wird nennen können, wird sie ein immergrünes Blatt mehr ihrem wissenschaftlichen Ruhmeskranze eingefügt haben. Damit lassen Sie mich schließen mit dem Danke dafür, daß ich diese Ihre erste Sitzung mit diesen Betrachtungen und Anregungen eröffnen durfte.

Heilige Stunde

Auf meiner Mutter
Blumigem Grabe
Steht ernst und schweigsam
Ein alter Baum,
In sich versunken,
Aber die Krone
Goden verklärt

Vom Leuchten stiller
Heiliger Stunden . . .
Wenn ich am Grabe
Der Mutter stehe,
Sleich ich dem stillen
Leuchtenden Baum . . .

Walter Dietiker, Bern.